

Zeitschrift: Hängendörfer Jahrringe : Bilder einer Gemeinde und ihrer Bewohner aus Vergangenheit und Gegenwart
Herausgeber: Hans A. Sigrist
Band: 2 (1990)

Artikel: "I wott, i cha, i tue" : Begegnung mit Seppuschnyders Franz
Autor: Ehrhard-Ulrich, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092058>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

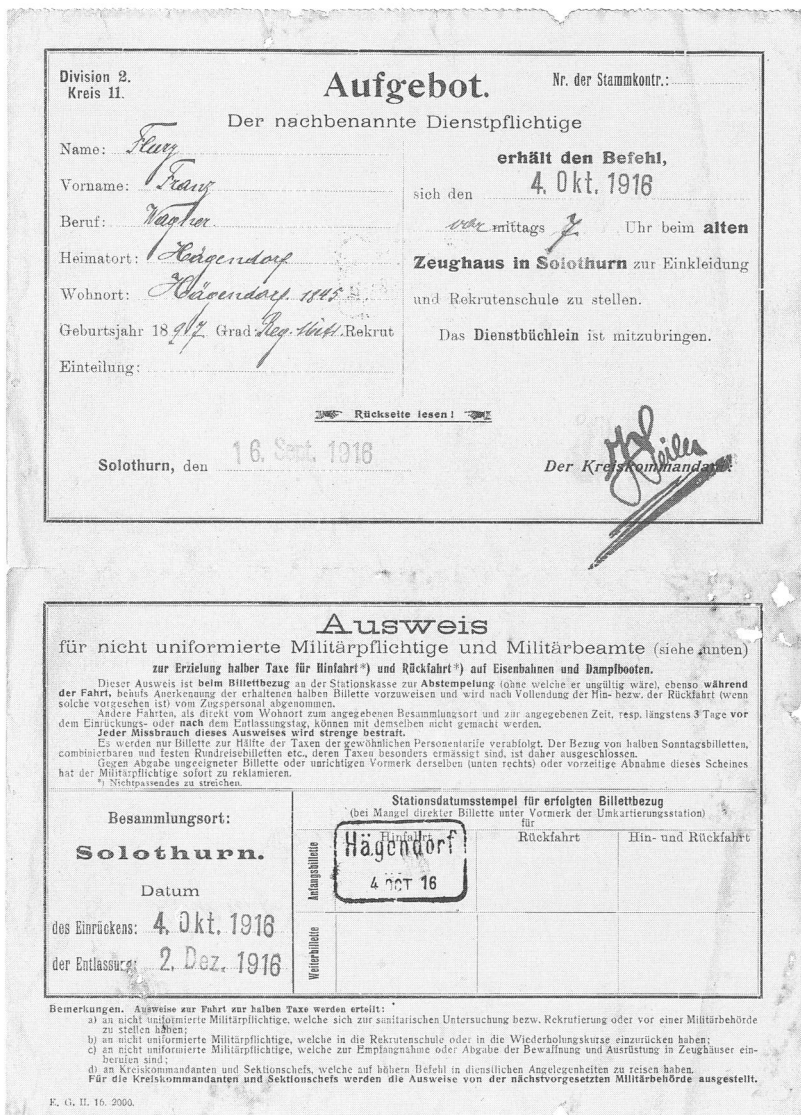
«I wott, i cha, i tue» Begegnung mit Seppuschnyders Franz

Dienstbefehl an Rekrut Franz Flury, Wagner.
Er war noch nicht neunzehn Jahre alt, als er 1916 die Rekrutenschule begann und noch nicht stimmfähig, als er im Januar 1917 mit dem Solothurner Regiment zur Grenzwachablösung im Jura einrückte.

Fast immer sitzt Franz Flury am Tisch und schreibt, nahe am Fenster, im alten Haus an der Eigasse. Er beschäftigt sich stundenlang damit, jeden Tag. Um ihn sind Stösse von Handgeschriebenem, viele Skizzen und Aufzeichnungen. Aber auch für eine neue Begegnung ist er noch im hohen Alter bereit. Aufgeschlossen, mit einer grossen Offenheit berichtet der alte Mann aus seinem Leben. Er freut sich, dass sich

jemand für seine Person und die Vergangenheit interessiert. Er erzählt, und bald spürt man seine Welt, welche Erfahrungen aus neunzig Jahren und viele mündliche Überlieferungen von seinen Vorfahren beinhaltet und die geprägt ist von seiner Umgebung, dem Haus, der Werkstatt, seinem Dorf – Hägendorf –, dem Gäu. Vielleicht war es der Verlust der körperlichen Stärke, nach langen, schweren Krankheiten, der ihn im hohen Alter bewogen hatte, noch einmal etwas Neues anzupacken und seine Lebenserinnerungen aufzuschreiben. *Schaffen, und dann auf einmal nichts mehr tun, ist schwer. Da kommen dann plötzlich dumme Sachen!* bemerkt er vielsagend. Mit dieser Aufgabe hatte er eine Beschäftigung gefunden, die ihn tagtäglich fordert. Es gelingt ihm immer wieder, die Vergangenheit vor seinen Augen und denjenigen seiner Zuhörer auftauchen zu lassen. Mit dem Erzählen und dem Schreiben zeigt er seine noch vorhandene geistige Beweglichkeit. Er will noch etwas! Er hat ein Ziel. Sein ganzes Leben lang gab ihm die Arbeit Halt, auch wenn die Umstände oder die Zeiten schwierig waren. Diese Erfahrung gilt noch heute. Er wendet diese Einsicht an und schreibt seine Vergangenheit auf. Er will ordnen, die Zusammenhänge, die Entwicklungen aufzeigen und erklären und so sein Wissen weitergeben, damit nicht alles verlorengehe. Was er erzählt und aufzeigt und immer wieder beschreibt, würde ein stattliches Buch füllen. Doch hier müssen wir uns bescheiden und einzelne Mosaiksteinchen aus seinen Erinnerungen betrachten.

Als Neunzehnjähriger an die Grenze
Drehen wir das Rad der Zeit gut fünfundsiebzig Jahre zurück. Seine Jugend fällt in die Vorkriegs- und Kriegszeit. Immer wieder beginnt Franz Flury seine Ausführungen damit: *Die Kriegserklärungen von 1914, von Deutschland an Frankreich und*



England, waren wie aus heiterem Himmel gekommen. Man hatte höchstens einen Blitzkrieg erwartet. In der Bezirksschule hatte ich gelernt, dass unser Land durch die Eigenproduktion ein solches Ereignis überstehen könne. Während der fünfjährigen Kriegszeit musste ich am eigenen Leib die ungenügende Lebensmittelversorgung spüren. Wie viele andere hatte auch ich Hunger.

Missernten und erschwerte Einfuhrmöglichkeiten verstärkten die schwierige Versorgungslage im Land. Durch die ständig steigenden Preise wurden auch im Gäu ärmere Familien bedürftig und benötigten verbilligte Lebensmittel. Im Februar 1916 musste die Rationierung in der Schweiz angeordnet werden. Diese Jahre prägten den jungen Mann entscheidend.

1913 hatte Franz Flury die Berufslehre und die gewerbliche Fortbildungsschule als Wagner begonnen. Schon während dieser Ausbildungszeit musste er seine Selbständigkeit und seinen Einfallsreichtum unter Beweis stellen. Als sein Lehrmeister mit dem Solothurner Regiment zur Grenzbesetzung ins Tessin verlegt wurde, lag das Besorgen der Wagnerei und des Viehbestandes allein bei ihm.

Im März 1916 wurden die Stellungspflicht und die Rekrutenschule für den Jahrgang 1897 vorverlegt.

Gerade neunzehn Jahre alt, noch nicht stimmfähig, rückte der Mitrailleur und Trainsoldat am 24. Januar 1917 mit dem 11. Solothurner Regiment zur Grenzwachablösung im Jura ein. Das Dorf, nordwestlich von Delsberg, war ganz abgelegen, ohne Wasserversorgung und ohne Handwerksbetriebe. Viel Schnee und die grosse Kälte belasteten die Grenzsoldaten. Sie waren ungenügend und mit altem Material ausgerüstet. Die meisten Fahrzeuge waren kaum fahrtauglich. Viel Improvisation, aber auch Durchhaltevermögen waren notwendig. Flury sagt dazu: *Schnee und Regen waren unsere Begleiter, durchnässt und durchfrozen, jede Bewegung war ein Ächzen.* Er war als Fourgon-Fahrer und als Spezialist für alle anfallenden Holzarbeiten eingesetzt und immer wieder abkommandiert, um selbständig die verschiedensten Arbeiten auszuführen. Er baute Futterkrippen für die Pferde, richtete ganze Stallungen ein, flickte in viertägiger Hand-

arbeit und bei 20 Grad unter Null die abgenutzten Kufen eines grossen Brennholzschlittens, stellte für die Offiziere Stiefelzieher her, fertigte Stallbesen an, konstruierte Latrinen, reparierte alles und bewies schon damals eine grosse Gewandtheit, sich in schwierigen Situationen zu helfen. Er hatte den Befehl, nach jeder Dislokation sofort mit einer Holzbearbeitungswerkstatt in Bereitschaft zu sein. Es erfüllte ihn noch heute mit Stolz, dass ihm – er war der Jüngste – seine Vorgesetzten so viel zutrauten.

Er erlebte die Nähe des Krieges bei weiteren Grenzeinsätzen im Pruntrut Zipfel mit Kanonendonner, Gefechten in 500 bis 1000 Meter Entfernung, stundenlangem Trommelfeuer und mit der Zerstörung von Schützengräben und Befestigungen. Zuletzt diente er am Bodensee. In diesem Gebiet gab es keine direkten Kriegshandlungen. Das Wachestehen an der Nordostgrenze, am Bodensee und im Rheintal war die Hauptaufgabe. Der Schmuggel blühte, denn in Deutschland und in Österreich herrschten Mangel und Entbehrungen an allen Handelsgütern. Alles, was verwertbar war, wurde geschmuggelt: Lebensmittel, aber auch Kleider, Platin, Gummi, ja sogar Nähfaden, der während des Krieges in Österreich per Laufmeter verkauft wurde.

Schmunzelnd erzählt er die Geschichte, die er selber an der Grenze miterlebt hatte. Täglich passierte ein Landarbeiter mit einer Schubkarre und Werkzeug die Grenze, weil er angeblich ein Stück Land auf der anderen Seite bearbeiten wollte. Am Zoll stellte er alles ab, seine Pfeife in der Hand haltend, plauderte ein paar Worte, hatte natürlich nichts zu verzollen und konnte dann seines Weges gehen. Nach Tagen ordnete ein argwöhnisch gewordener Zöllner eine genaue Kontrolle an. Das Schmuggelgut, lauter gewöhnliche Fadenspulen, befand sich jedoch in den Griffen und in der Nabe der Karre und sogar in der Hand, unter der Pfeife versteckt. Im August 1918 wurde die Kompanie – wegen der Grippe-Epidemie vermutet Flury – vorzeitig entlassen. Viele Menschen erkrankten und starben. Versammlungen, Tanzveranstaltungen und später auch die Fasnacht wurden verboten. Er war kaum ein paar Wochen zu Hause, da wurde das

Abb. 2
Dieses Bild wurde 1904 von einem Passanten nach einer Wanderung durch die Teufelsschlucht aufgenommen. Es zeigt das zweihundert Jahre alte Haus, den Eigentümer Josef Flury und seine Ehefrau Emilie Flury-Lack mit den Söhnen Josef und Franz.

Land erneut erschüttert. Am 11. November löste in nächster Umgebung das sogenannte «Oltener Aktionskomitee» unter der Führung des Sozialisten Robert Grimm den Generalstreik aus.

Dreihunderttausend Arbeiter folgten dem Streikaufruf, hunderttausend Soldaten standen in Bereitschaft. Es kam zu Auseinandersetzungen, die sogar in Grenchen Tote forderten. *Es ist ein zerworfener Zustand gewesen*, sagt Flury von jener Zeit. Er hatte es am eigenen Leib erlebt. Ohne die Lehrzeit beendet zu haben, musste er

ständen monatelang dem Vaterland zu dienen, bei Regen, Schnee, Hitze und Kälte, noch keinen Franken Geld verdient zu haben, noch immer von den Eltern unterstützt zu sein!

Nicht nur für seine Generation, für alle waren die Kriegsjahre ausserordentlich belastend gewesen. Die Grenzbesetzung, die Grippe-Epidemie, die Bedrohung der Existenz durch den Mangel an Rohstoffen, die Arbeitslosigkeit und die anhaltende Teuerung führten zu einer Ermüdung in der Bevölkerung.



Soldat werden und nach der Rekrutenschule Grenzdienst leisten. Der Sold war gering. Für die Soldaten betrug er achtzig Rappen, und die wenigsten erhielten Lohnausgleichszahlungen. Er schreibt dazu: *Es war hart, unter den damaligen Zeitum-*

Heimkehr ins Strohdachhaus

Nun musste er zu Hause wieder Fuss fassen. Im alten, behäbigen, strohbedeckten Haus – im Sagershaus –, unten an der Eigasse, war er geboren worden und hatte dort mit dem älteren Bruder Josef die

Kindheit verlebt. Seine Eltern, Josef und Emilie Flury-Lack, hatten 1890 die Liegenenschaft, bestehend aus Wohnhaus, Scheune und Hofstatt, erworben. Sie waren als habliche, sparsame und arbeitsfreudige Leute bekannt.

Das Haus war im Jahre 1704 im Alemannenstil erbaut worden. Scheune, Stall, Tenn und Wohnhaus waren unter einem grossen Strohdach, welches von mächtigen Rundholzdachsparren getragen wurde, die fast bis zum Boden reichten. Die Dachlatten waren aus Stangenholz, mit der Axt

oben und unten von Hand zugehauen und mit Holznägeln befestigt.

Die Küche mit der offenen Feuerstelle war der Mittelpunkt des Hauses. Neben dem Herd befand sich die Türe zum Backofen, mit dessen Hilfe man die «Sitzchouscht» und damit das Wohnzimmer heizte.

Ein eigentlicher Kamin fehlte. Der Rauch stieg in der Küche bis zum höchsten Punkt, dort war die Rauchkammer eingerichtet, dann entwich er durch den Rauchaustritt unter dem Strohdach. Die grossen Russablagerungen an der Feuerdiele über der

Abb. 3
Die gemalten Ofenkacheln stammen aus der alten Stube des Strohdachhauses. Sie wurden 1925 beim Abbruch desselben gefunden.

Abb. 4
Ganz alte Räder erkennt man an den handgeschmiedeten Felgen. «Um ein Rad zu bauen, ist viel harte und anstrengende Arbeit zu verrichten», sagt Flury dazu.

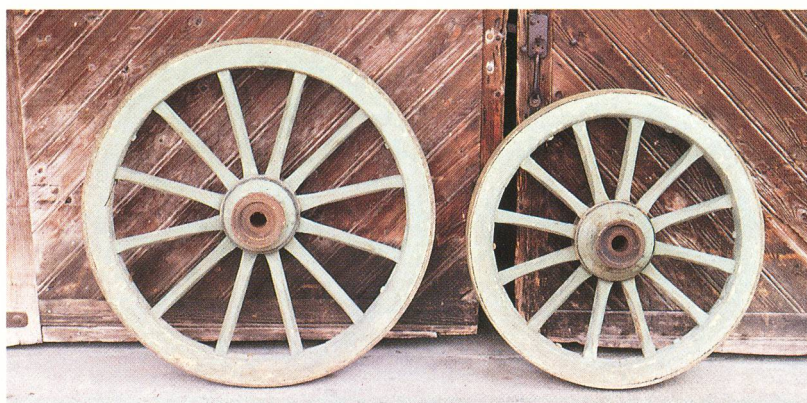
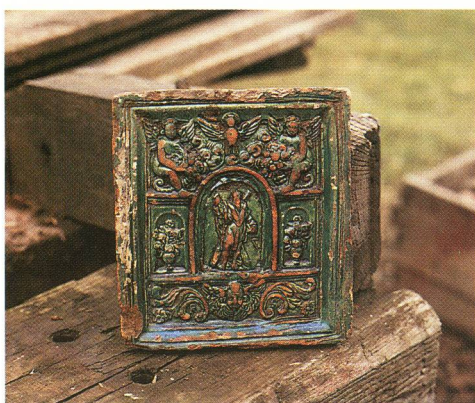


Abb. 5 und 6
In vielen Haushaltungen waren Haspel Gebrauchsgegenstände. Flachs zu solchen Getreidesäcken wurde von Franz Flurys Mutter gesät, geerntet und verarbeitet. Um 1920 nähte der Seppuschnyder diese Säcke. Rund 42 000 Wäschen hatte Franz Flury vor allem im Winter angefertigt.

Abb. 7
Franz Flury,
dreiundneunzigjährig.

Rauchkammer wirkten isolierend, hielten die Funken auf und verhinderten über 200 Jahre einen Strohdachbrand. Unter dem Fenster befand sich ein Schüttstein mit einem Abfluss, das Wasser aber musste am Brunnen geholt werden. Boden und Wände waren mit Holz verkleidet, die Räume ausser der Küche niedrig und die Fenster klein. Doch für die Eltern und die zwei Buben war genügend Platz vorhanden. Diese Wohnverhältnisse darf man nicht als primitiv bezeichnen; so lebte die bäuerliche Bevölkerung gemeinhin.

Sein Vater war von Beruf Schneider und führte auch – wie es damals üblich war – eine Landwirtschaft für den Eigenbedarf. Die Felder waren weit verstreut und die Arbeit mühselig. Wie schon der Urgrossvater führte der Vater den Dorfnamen «Seppuschnyder». Josef war damals ein häufiger Name. Sechs Bürger mit dem Namen Josef Flury wohnten im Dorf, und zufällig waren sie fast im selben Alter. In der Familie und von den Nachbarn wurde der Vater Josef genannt, im Dorf und in der Gegend war er ganz einfach der Seppuschnyder.



In den ruhigeren Wochen ging er auf die Stör oder nähte aus den handgewobenen Stoffen die bestellten Kleider zu Hause. Für ein Mannskleid ohne Zutaten beliefen sich die Kosten auf 12 bis 20 Franken. Der Stundenlohn eines Zimmermanns betrug damals 60 Rappen, der Taglohn eines Handlangers in der Centralbahnwerkstätte 3.60 bis 4 Franken. Ein Liter Milch kostete 22 bis 24 Rappen und ein Kilogramm Brot 60 Rappen.

Schon als Bub hatte Franz häufig die genähten Kleider abliefern müssen. Bei diesen Botengängen erfuhr er oft von den drückenden Nöten der Leute, denn die Zeiten waren bei den kargen Handwerkerlöhnen schwierig. Er erinnert sich: *Einmal habe ich eine Frau im Hause angetroffen, die den vom Manne abgegebenen Zahltag einteilte und die ich heute noch bewundere. Es waren fünf bis sechs Häufchen auf dem Tisch. Die Frau hatte die Kleider, die ich gebracht hatte, abgenommen, aber sich sofort entschuldigt, denn sie konnte mir nicht zahlen. Dann erklärte sie mir: «Dieses Häufchen – es waren einige Franken und Batzen – ist für den rückständigen Zins, dieses Häufchen da für einen Handwerker, das folgende für Steuern, ein weiteres für Milch, der Rest für Brot.»*

Solche Erlebnisse nahm er in sich auf. Mit offenen Augen registrierte er soziale Notlagen, schwierige Lebensumstände oder unverschuldete Situationen und verstärkte damit sein Empfindenkönnen für Recht und Unrecht. Seiner Lebtag konnte er in diesem Bereich wohl unterscheiden. Noch heute erzählt er differenziert von solchen Begebenheiten und Vorfällen, die sein Denken und Handeln beeinflusst haben.

Auf der Suche

Die Kinder- und Jugendjahre, die Lehrzeit, die Kriegszeit waren von einer sehr ungewissen Zukunft abgelöst worden. Er musste sich neu orientieren. Die Eltern, mehr als sechzig Jahre alt, hatten die Landwirtschaft mit Fleiss und Erfolg bewirtschaftet und wünschten nun von den Söhnen Unterstützung. Von seinem Bruder dazu aufgefordert, wollte Franz Flury selbstständig eine Wagnerei aufbauen. Platz dazu war in der alten Scheune vorhanden. Daneben war er entschlossen, den Eltern in der Landwirtschaft beizustehen. Leicht

war das damals nicht. Die Scheune war reparaturbedürftig, und für die Werkstatt brauchte er Maschinen und trockenes Rohholz. Das Wohnhaus war über 220 Jahre alt, vorwiegend aus Holz, strohbedeckt und bedurfte dringend einer Sanierung. Auch bot es nur einer Familie Platz. Wie die meisten seiner Jahrgänger wollte auch er eine Lebensgefährtin suchen, doch die ganzen Umstände gestalteten dieses Unterfangen als sehr schwierig. Infolge des Krieges und wegen der grossen Unsicherheit waren nur wenige Haushalte gegründet worden, und jetzt zeigte sich ein grosser Nachholbedarf. Er musste sich alles erkämpfen, nichts fiel ihm einfach in den Schoß. Es brauchte Geld und Zeit, Kraft und Ausdauer und eine sorgfältige Planung. Er wollte mit der Wagnerei sein Auskommen finden und mit seinen Eltern, welche die Landwirtschaft betrieben, unter einem Dach leben. Gleichzeitig musste alles neu aufgebaut und entwickelt werden.

Aufbruch

1923 begann er mit dem Bau der mechanischen Wagnerei. Die Erfahrungen aus dem Aktivdienst kamen ihm jetzt zugute. Den Anteil an Eigenleistungen hielt er möglichst gross. Die Bandsäge war eine Eigenentwicklung, ähnlich einer solchen, die er im Militärdienst benutzt hatte, angetrieben mit einem fahrbaren Elektromotor, der auch in der Landwirtschaft gebraucht werden konnte. Es gelang ihm, bei der Liquidation der Fortifikation Hauenstein für 850 Franken Wagnerholz zu erwerben. Gleichzeitig wurde eine Kehlmaschine aus dem Elsass angeboten, die er ebenfalls kaufte. Nach und nach schaffte er die Hobelmaschine, eine Bohrmaschine, die Gattersäge zur Bearbeitung der Rohhölzer und eine Bandschleifmaschine, eine Seilwinde und eine Holzdrehbank an. Und bald dehnte sich seine Kundschaft bis nach Olten und im ganzen Gäu aus.

Der Neubau des Wohnhauses an der Stelle des alten Strohdachhauses musste wohlüberlegt sein. Das Wünschbare war abhängig vom Machbaren, denn eine Bauverschuldung sollte möglichst umgangen werden. Das ganze Vorgehen konnte Franz Flury nur bewältigen dank zäher Ausdauer und dem Beistand und der Mithilfe der El-

tern. Immer wieder waren fünfzehn- bis zwanzigstündige Arbeitstage notwendig. Viel Verzicht und Entbehrungen waren häufig, und das ganze Vorgehen war mit vielen Einschränkungen verbunden. Im Alemannenhaus war die Küche mit dem Herdfeuer das Zentrum gewesen. Sobald der Rohbau des neuen Hauses beendet war, wurde mit dem Fertigstellen der Küche ein erstes Ziel erreicht und der Anschluss an die neue Zeit gefunden. Auch heute ist die grosse Küche der gut ausgebaute Mittelpunkt des Hauses – der Ort, wo sich der Alltag abspielt. Es brauchte Jahre, bis aus dem Rohbau das neue Haus, aus der baufälligen Scheune eine funktionstüchtige Wagnerwerkstatt und aus dem Jüngling ein Familienvater geworden war.

Viel ist von Eigenleistung die Rede, wenn Flury aus jener Zeit berichtet, von starkem Willen, von fast übermenschlicher Anstrengung, dem Leben zu begegnen, das Leben zu meistern. Die Nachkriegsjahre und der Beginn der Wirtschaftskrise fielen mit seinen besten Jahren zusammen und belasteten seine unbändige Schaffenskraft und seinen Willen, das Erbe der Vorfahren zu übernehmen und weiterzuführen.

In seinen Schriften findet sich die Notiz, dass ihm auf der Brautschau nach einer Bäuerin kein Erfolg beschieden war, denn keine Frau hätte damals unter diesen harten Bedingungen in einem Landwirtschaftsbetrieb mitarbeiten wollen. Es beschämte ihn, *als Wagner und Landwirt nur Absagen einheimen zu müssen*. Nach dem Krieg arbeiteten damals viele «Ausländische» als Landarbeiter, Knechte und Mägde bei hiesigen Landwirten. Er entschloss sich alsbald, wenigstens eine Person als Haushalthilfe zu suchen. Er fand diese durch die Vermittlung der in Hägendorf verheirateten, ehemaligen Schwarzwälderin Friederika Borner in der Person von Fräulein Marie Morath aus Birkenhof im Schwarzwald. Ein Jahr später, am 26. Juli 1928, schloss Franz Flury mit Marie Morath den Ehebund in Einsiedeln. Die Hochzeitsreise führte das Paar ins Tessin. Sie wohnten bei Onkel und Tante, Fabian und Paulina Lack-Wipfli in Bellinzona. Noch heute erzählt Flury von den Ausflügen nach Lugano, Gandria, Morcote und Brissago.

Auf die Jahre seit Kriegsende zurückblickend, stellt Franz Flury voller Stolz und Dankbarkeit fest, dass es ihm – gut dreissigjährig – gelungen war, *unter grössten Anstrengungen, durch Verzicht und Entbehrungen* sein Ziel zu erreichen. Er hatte ein eigenes Dach über dem Kopf und eine mässige, überschaubare Bauerschuldung. Damals gewährten die Banken nur sehr zögernd Darlehen, es brauchte mehrere Bürgen.

Er hatte einen eigenen Betrieb, die Wagnererei, und führte mit den Eltern zusammen die Landwirtschaft für den Selbstbedarf. Die Lebensgrundlage für eine Familie war geschaffen, nun musste sie ausgebaut werden in einer Zeit, wo die Weltwirtschaftskrise Wachstum und Entwicklung kaum zulies.

Von Rädern und Wäschezangen

In der Wagnererei baute der Seppuschnyder – obwohl er mit der Schneiderei nichts zu tun hatte, war der Dorfname auf ihn übergegangen – jährlich sechzig bis siebzig neue Wagen- oder Fahrzeugräder, dazu kamen dreissig bis vierzig Reparaturen.

Er schreibt dazu: *Das Rad – es besteht aus Nabe, Speichen und Felgen – wird von den Handwerker Wagner und Schmied hergestellt. Die Nabe ist für eine hölzerne Achse gebaut, die Speichen sind paarweise eingeteilt, um den Felgen einen besseren Halt zu verleihen. Ganz alte Räder erkennt man an den handgeschmiedeten Felgen. Um die Laufflächen beschlagen zu können, braucht es fünf bis sieben Stücke, die dann mit handgeschmiedeten Nägeln befestigt wurden.* Franz Flury besitzt noch solche Nägel und Reifenstücke, und er erinnert sich noch an das alte Rad aus der Zeit um 1700, welches von seinem Urgrossvater Seppu Heuri – er war ein Hägendörfer Bürger – gebraucht worden war.

Es ist viel harte und anstrengende Arbeit zu verrichten, indem alles im Gefüge des Rades fest ineinander zusammengefügt werden muss, um eine grosse Stabilität zu erreichen. Was er hier für den Radbau aussagt, ist seine Lebenshaltung. Die harte und anstrengende Arbeit verlangte zähe Ausdauer – ein Wesensmerkmal, das Franz Flury sehr geprägt hat. *I wott, i cha, i tue*, sagt er noch heute, wenn er irgendwohin will. Auch der Regen hält ihn nicht davon

ab. Er marschiert mit seinen Stöcken durchs Dorf, über neunzig Jahre alt, selbstständig, ohne Hilfe anzunehmen. Schalkhaft bemerkt er dazu: *Solange ich noch gehen kann, wenn auch mit Schmerzen, lebe ich!*

Für den Bau der Räder wurden in unserer Gegend einheimische Harthölzer mit grosser Festigkeit verwendet: Bachesche, Ulme, Eiche, auch Buche, Ahorn, Akazie, Mehlbeerbaum für hölzerne Achsen, Feldahorn oder Nussbaum für Naben. All diese Hölzer mussten oft jahrelang gelagert und gut luftgetrocknet verarbeitet werden, *so dass das Gefüge der Räder im fertigen Zustand satt im Gefüge blieb und ein hohes Alter erreichte.*

Zur Sicherung des Wagenrades auf der Achse diente ein Metallstift, der sogenannte «Lung». Das Spottlied mit dem Begriff «Lung» übernahm der Seppuschnyder aus Erzählungen seiner Mutter. Um 1870 holzten ihre Vorfahren auf der Südseite des Born, denn Kappel besitzt dort Waldungen bis gegen Ruppoldingen. Die Mutter musste den Waldarbeitern jeweils das Mittagessen bringen. Die vorbeifahrenden Flösser wurden mit dem Spottlied «Dr Lung isch uus und s Rad isch ab, d Schelme fahre d Aare ab» begrüsst. Von alt Bannwart Kellerhals, einem Nachbarn seines Vaters, wurde ihm erzählt, dass vor zirka 130 Jahren auserlesene Tannenhölzer aus dem Unterwald von Hägendorf von Flössern auf der Aare bis ins Meer befördert wurden. Die sogenannten «Rüebli tanen» wurden als Masten für die Segelschiffe gebraucht. Die Seile, die für den Transport gedient hatten, mussten anschliessend von den Flössern den weiten Weg und zu Fuss über den Jura zurückgetragen werden. Absteige und Quartier bis zur nächsten Reise war der heute erneuerte «Flösserhof» in Biberist.

1930 hatte Flury mit der Produktion der selbstentwickelten Einhänderwäschzange angefangen, mit der man die nassen Wäschestücke leichter aus den riesigen kupfernen Waschkesseln heben konnte.

Rund 42 000 Stück hatte er vor allem im Winter herstellen und vertreiben können, doch mit dem Aufkommen und dem Siegeszug der Waschmaschinen veränderten sich die Waschgewohnheiten schnell. Noch da und dort verstauben in Kellern Wasch-

bretter und Zangen als Erinnerungsstücke an kräfteaubende, mühsame Waschtage.

Schicksalsschläge

Nach der langen Aktivdienstzeit während des Zweiten Weltkrieges musste er 1945/50 den Zusammenbruch des Wagnergewerbes und der Wäschezangenherstellung miterleben. Eine neue Zeit, Aufbau und Wirtschaftswunder überrollten ihn. Gleichzeitig beanspruchte ihn seine Familie – er hatte drei Töchter und sieben Söhne – in einem Höchstmass. Der Ertrag der Landwirtschaft garantierte ihnen die Nahrung. Nur durch die tatkräftige Mithilfe der Hausfrau und Mutter und der Eltern war die strenge und aufwendige Arbeit zu bewältigen, während gleichzeitig die berufliche Zukunft neu überdacht werden musste. Es war der Stolz des Vaters, genug Brot, Milch, Obst, Kartoffeln und Gemüse auf der eigenen Scholle erzeugen zu können. Aus Notwendigkeit wurden auch die grösseren Kinder zur Mithilfe angehalten. Da gab's keine Zeit auf der Strasse zu vertun! Die Beanspruchung im Alltag war für die vielköpfige Familie oft zu gross, und Krisen mussten überwunden werden. Es kam vor, dass der Vater mit grosser Besorgnis der Zukunft entgegenschah, und er beschreibt Leiden und Freuden später in seinen Aufzeichnungen. Im Beruf und in seiner Familie erlebt er Höhen und Tiefen, er nimmt Schicksalsschläge hin, seine Frau stirbt 1976. Er überwindet schwere Operationen und findet als fast Neunzigjähriger nach langer Krankheit noch einmal Geborgenheit und ein Dach über dem Kopf in seinem alten Heim, seiner Geburtsstätte an der Eigasse, bei der Familie eines seiner Söhne.

Hier reift nun sein Entschluss, sein Wissen der Nachwelt weiterzugeben. Im Schreiben findet er eine neue Aufgabe. Er ordnet sein Wissen, seine Erinnerungen, sein Leben.

Zum Wohle der Gemeinde

Den grössten Teil dieses Lebens hat er in Hägendorf verbracht. Offen und interessiert setzte er sich mit allem auseinander und versah viele Ämter und Aufgaben in der Gemeinde. Grosse Hingabe und Gewissenhaftigkeit zeichnete seine Arbeit aus. Dreissig Jahre wirkte er im Vorstand der landwirtschaftlichen Genossenschaft



Abb. 8
Seit hundert Jahren ist die
Liegenschaft an der Eigasse
19 im Besitz der Familie
Flury. Bei der Familie seines
Sohnes Sepp und Juanita
Flury-Salas verbringt Franz
Flury seinen Lebensabend.

und in der Milchgenossenschaft. Er war Mitglied der Bau- und Wasserkommission, der Schulkommission, der Bachverbauungskommission (nach dem Hochwasser von 1926), war Viehversicherungspräsident, Gemeinderat, Präsident der Genossenschaft für Schädlingsbekämpfung und wurde zu seiner Freude noch als Siebzigjähriger bei der Güterzusammenlegung um Mithilfe gebeten. Diese Erfahrungen sind die Grundlage für sein ausserordentliches Wissen über die Zusammenhänge und die Geschichte seines Dorfes.

In minutiöser Arbeit zeichnete er seinen Stammbaum auf. Selbstverständlich hat er die Namen aller, oft kinderreichen Generationen bis zurück zu seinen Urgrosseltern im Kopf, und er weiss viele Details. Wochenlang ist er damit beschäftigt. Dann will er beschreiben, was er noch weiss und was heute nicht mehr existiert.

Zeugen aus alter Zeit

Immer wieder zeigt sich, wie sorgfältig und achtsam Flury mit allem umgeht. Er kennt auch den Wert der kleinen Dinge.



Während er nach einem alten Getreidesack greift, der wunderschön mit «Franz Flury, Wagner, Hägendorf» beschriftet ist, schmunzelt er und erzählt, der Flachs zu diesem Gewebe sei noch von seiner Mutter gesät, geerntet und verarbeitet worden. Das gibt ihm auch Gelegenheit, den alten Beruf des Hächlers, den sein Grossvater noch ausgeübt hatte, zu erklären.

Auf den Bauernhöfen wurde früher Flachs und Hanf angebaut, damit der Stoff für die Kleider hergestellt werden konnte. Einen Vorrat an Tuch zu besitzen, war der Stolz jeder Bäuerin.

Zur Zeit der Reife wurden die Flachsstengel von Hand aus dem Boden gezogen; der Flachs wurde «gerauft». Die Samenkapseln wurden abgestreift und die Büschel zum Trocknen aufgehängt, während das Öl aus den gepressten Samen zu Heilzwecken verwendet werden konnte. Es war verboten, die Flachsstengel auf dem Ofen trocken zu lassen, die Gefahr eines Feuer ausbruchs war zu gross. Weit abseits von Häusern wurden Roste über leicht brennenden Feuern errichtet, damit die Stengel erwärmt und getrocknet werden konnten. In einem nächsten Schritt wurden durch «Rätschen» oder «Brechen» die Holzteile von den Bastfasern des Stengels getrennt.

Die Rätsche ist ein bankartiges, vierbeiniges Gestell mit nach oben geschärften Hartholzschienen, zwischen die die beweglichen Blätter des oberen Teiles der Breche einfallen. All diese Arbeiten wurden von den Frauen bewältigt, doch um die Fasern zu reinigen, wurde der Hächler beansprucht, der dann mit zwei bis drei Hecheln verschiedener Grösse auf die Störkam. Die Hechel ist ein harthölzernes Brett, etwa 25–30 Zentimeter lang, und es ist in der Mitte mit langen, scharfen, eisernen Zähnen versehen. An beiden Enden hat es je ein Loch, damit man sie an einem alten Balken befestigen kann. Durch diese Zähne zog man die gerätschten Fasern. Diese wurden noch weiter gespalten, und aus den langen, geschmeidigen Fasern konnten die Hanfzöpfe hergestellt werden, die man dann bis zum Spinnen versorgte. Während des Hechelns fand man auch Zeit, den neuesten Dorfklatsch weiterzugeben, also die Leute «durchzuhecheln». Auf dem Spinnrad wurden die Fasern zum

Faden gedreht, dann gehaspelt und gebleicht und in einem weiteren Arbeitsgang zu Tuch verwoben.

Diese Angaben wurden ihm von seinen Eltern weitergegeben. Einige der Werkzeuge sind noch vorhanden. In Niederlenz wurde das Garn gesponnen und von Vater Flury, dem «Seppuschnyder», um 1920 zum Beispiel zu Mehlsäcken verarbeitet.

Für die Nachwelt

Franz Flury ist im letzten Jahrhundert geboren worden, und er lebt in einer Zeit, in der die Entwicklung mit rasantem Tempo ihren Lauf nimmt. Er hat das Wissen und die Erfahrung des Bauern, des Handwerkers, des Unternehmers, des Familienoberhauptes, des aktiven Bürgers, des Erfinders und Entwicklers. Ergänzt wurde es durch eigene Beobachtungen, Selbsterlebtes und aus den Überlieferungen seiner Vorfahren. Mit offenen Augen und wachem Sinn hat er alles in sich aufgenommen. 1987, als Neunzigjähriger, zeichnete er mangels einer Originalkarte mit erstaunlicher Leichtigkeit einen Situationsplan – eine Handskizze nennt er es – von Hägendorf und der Umgebung, um seine Erklärungen zu verdeutlichen. Er kennt alle Quellen, die Sodbrunnen, die ober- und die unterirdischen Wasserläufe und Leitungen, er weiss die Feuchtgebiete. Aus dem Gedächtnis zeichnet er die Strassen ein, die Waldgrenzen und die Höfe. Er kennt alle geographischen Bezeichnungen und erklärt die Zusammenhänge.

Alles, was er macht, erledigt er umsichtig und gründlich. Er beachtet den Zusammenhang, das Gefüge, er strebt ein Gleichgewicht an. Gerade weil er das Ganze berücksichtigt, bleibt ihm das Wissen um das Einzelne erhalten.

So sitzt er jeden Tag am selbstgebauten Schreibtisch. Sein Augenlicht ist sehr eingeschränkt, er hört nicht mehr gut, das Gehen ist mühsam geworden. Doch die Aufgabe, die er sich gestellt hat, gibt ihm immer wieder Kraft. Er schreibt, er zeichnet auf, er ordnet erneut.

Ein grosser Wunsch würde ihm erfüllt, könnten die aus alter Zeit erhalten gebliebenen Gegenstände, seine Aufzeichnungen und Skizzen in der Gemeinde einen angemessenen Ort finden und einer interessierten Nachwelt erhalten bleiben.